

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 128.

Mittwoch, 20. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(17. Fortsetzung.)

„Wir Frauen haben oft ein feines Gefühl für derartige Existenzen. Ich ahnte lange, daß Glen ein Hochstapler sei, daß sein Gut nicht bei Boemfontain, sondern im Monde liegt, daß er auf der Suche nach einer reichen Heirat und in ewiger Geldverlegenheit war. Glen ist mir immer völlig gleichgültig gewesen, und wenn ich Ihrer Schwester sagte, daß ich mich lebhaft für ihn interessiere, so hatte das andere Gründe. Ich hegte nämlich bald nach jener seltsamen Pokerpartie einen Verdacht gegen ihn, daß er der Täter sein müsse, und der bestätigte sich immer mehr, je länger ich mit ihm zusammen war. Kein Verbrecher ist schlau genug, um sich einer Frau gegenüber, in die er verliebt ist, nicht mal zu verraten. Verstehen Sie nun manches?“

„Alles“, sagte Stefan.

Wie unrecht hatte er dieser Frau getan, daß er ihr Oberflächlichkeit nachsagte und sich einredete, sie sei keiner tieferen Neigung ihm gegenüber fähig.

„Und wissen Sie nun, daß ich für Mister Glen ein anderes Interesse hegte, als Sie dachten?“

„Ich weiß jetzt“, nickte er, „daß Sie ihn nicht geliebt haben, aber ich möchte gern wissen...“

„Was möchten Sie wissen, Mister Domscheid?“

Sie sah ihn mit ihren großen Augen an, und er glaubte einen leisen Druck ihrer Hand zu spüren. So leicht machte sie ihm seine Frage, doch er fand nicht die rechten Worte.

„Ich möchte... ich habe Sie sehr lieb, Gladys“, stieß er hervor und riß sie in seine Arme.

„Der Kerl ist durchgebrannt!“

Bill hatte die Tür aufgemacht und war ins Zimmer gestürzt. Er war rot angelaufen, seine Haare waren etwas in Unordnung geraten. Hinter sich her zog er Eliza, die sich vergebens aus der Umklammerung seiner Eisenfaust zu befreien suchte. —

Verzeihung.

Bill machte eine etwas linkische Verbeugung.

„Wie ich sehe, stören wir.“

„Im Gegenteil! Wenn wir euch nicht stören?“

„Er ist ein schrecklicher Mensch“, sagte Eliza und bekam endlich ihre Hand frei, um sich die Locken aus der Stirn streichen zu können.

„Stefan“, redete Bill wieder dazwischen, „er hat London tatsächlich verlassen.“

„Ich wußte gar nicht, daß Mister Glen sich hier aufhält.“

„Wer spricht von Glen? Ich meine Tarafi!“

Und er zog Eliza wieder aus dem Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

„Das ist die neueste Methode“, meinte Stefan, „die eigene Verlegenheit zu verbergen. Der gute Junge ist arg verliebt.“

So verbergte Stefan seine eigene Verlegenheit, ehe er Gladys wieder und wieder auf den Mund küßte.

21.

In den nächsten Tagen kam sich Rabinowitsch selber komisch vor, denn wohin er auch kam, niemand hatte Interesse für ihn, ganz London stand im Bann der Tennisendlämpfe, und da hatte keiner Gedanken für

einen Mister Glen, der flüchtig geworden war, oder für den indischen Prinzen Tarafi, der London vor Beginn der entscheidenden Matches verließ.

„Später! Später, lieber Doktor.“

Das bekam er täglich zu hören, und dabei fühlte sich der dicke Pole verantwortlich, wenn jetzt nicht energische Schritte eingeleitet wurden. Bill Cook hatte ihm aus- einandergesetzt, was er in Monte Carlo erfahren hatte, wobei Rabinowitsch am meisten die Tatsache interessierte, daß Tarafi bei der dortigen Polizei Anzeige gegen Unbekannt erstattet hat. Aber jetzt war Cook nicht mehr zu sprechen, der lange Kanadier stand von morgens bis abends auf den Plätzen und schmet- terte von der Grundlinie aus seine glasharten Trieb- schläge in die Gegend, daß es eine Lust war. Dabei zeigte er sein starkes Gebiß und lachte immer hinauf zu der Tribüne, auf der Eliza selbst beim tollsten Sonnenschein wie eine Säule saß und nicht müde wurde, bei jedem besseren Ball in die Hände zu klatschen oder wenigstens Beifall zu markieren, wenn sie gar zu müde wurde. Nur Bill war nicht müde.

„Stefan muß das Einzel gewinnen, ich muß ihm im Doppel die Hauptarbeit abnehmen“, sagte Bill und griff alle halbe Stunde nach einem neuen Schläger.

Aber wenn er Rabinowitsch nur austauschen sah, winkte er schon von weitem ab. Für ihn war die An- gelegenheit „bei den Alten“, wie er sich ausdrückte, seit er Stefan wieder hatte. Und Eliza, natürlich, Eliza!

Stefan war schon gar nicht mehr zu erreichen. Na- türlich war er zu höflich, um den guten Rabinowitsch zu verlegen, aber er stand auf einem ganz anderen Standpunkt als dieser. Für ihn war Mister Glen er- ledigt, und her heute noch an seine, Stefans, Schuld glauben wollte, der mochte das tun. Ihn genierte das nicht. Seitdem er wußte, daß Gladys ihn liebte, war ihm alles andere gleichgültig. Das Geld, das Glen ihm geraubt, hatte er längst verschmerzt, und für Ta- rafis „Zauberkünste“, ihm auf raffinierte Art die Nerven zu nehmen, war er jetzt nicht mehr zu haben. Er hatte seine Ruhe wiedergefunden, und wer den schlanken Deutschen beim Training oder in den ersten Vorrunden sah, wie er mit einer unnachahmlichen Ele- ganz die Bälle aus den hintersten Ecken holte, wie er seine Vor- und Rückhanddrives haarstark vor die Linien setzte, um dann mit langen, weiten Sprüngen ans Netz zu gehen und dort mit tödlichen Schmetter- bällen die Gegner aus dem Konzept zu bringen, der mußte seine helle Freude daran haben.

Als Rabinowitsch wieder mal auf einem der Plätze erschien, wo Stefan gerade arbeitete, stieß er auf Frei- herrn von Wangenheim.

„Das ist schön, Herr Baron, daß ich Sie finde“, be- gann der Pole, doch der andere schnitt ihm das Wort ab.

„Sie wollen doch nicht etwa von dieser dummen Ge- schichte anfangen? Das lassen Sie nur sein, wir haben alle genug davon. Uns allen, die wir unseren Sport lieben, lag nur daran, Domscheid und Cook rehabili- tiert zu wissen. Seitdem das feststeht, interessiert sich kein Mensch mehr für Mister Stanley Glen. Mag er

sein Wesen oder Unwesen irgendwoanders treiben. Wir haben keine Lust, die Polizei zu belästigen. Aber sehen Sie sich nur an, wie dieser Domscheid in Form gekommen ist...!"

"Wundervoll", bestätigte Rabinowitsch.

"Wissen Sie, als Deutscher freue ich mich besonders, daß gerade Domscheid einer der unsren ist."

"Im Tennis bin ich international", sagte Rabinowitsch.

"Sie haben es leichter, denn ich habe in den letzten zehn Jahren keinen Polen mehr erstklassig Tennis spielen sehen. Wenn hier aber einer aus Warschau auftaucht und plötzlich die besten der Welt schlägt, dann wäre es mit Ihrer Internationalität auch vorbei, mein Lieber."

"Vielleicht."

"Das ist sicher, da gibt's kein vielleicht! Sehen Sie, ich habe hier auf diesen Plätzen vor dreißig Jahren noch gewirkt, vor dreißig Jahren konnte ich auch mal das Endspiel gewinnen gegen Kolls Colin."

"Ich weiß", bestätigte Rabinowitsch, "ich habe Ihren Namen auf der Bronzetafel gelesen, auf der alle Sieger eingraviert werden."

"Und da freut man sich, wenn man sieht, wie ein Landsmann, mit aller Energie und mit allen ohysischen Mitteln ausgestattet, auf die Weltmeisterschaft losgeht."

Baron Wangelheim klappte seinen Photoapparat auf, um Domscheid im Bilde festzuhalten. Rabinowitsch fühlte sich entlassen und verschwand, um seinen letzten Versuch bei Eliza zu machen.

"Ich kann Ihnen, lieber Doktor, nicht weiter sagen, als was ich meinem Bruder und Bill bereits mitteilte, und was Sie auch wissen."

"Gar nichts weiß ich, oder jedenfalls viel zu wenig."

"Ihr Juristen könnt nie genug haben. Also Gladys hatte mir geraten, Prinz Tarasi hier in London mitzuteilen, daß mein Bruder schrecklich unglücklich über den Verlust des besten Freundes und derart nervös sei, daß er wahrscheinlich über die Vorrunden nicht hinauskommen werde. Außerdem sollte ich ihm sagen, Bill habe abgesetzt."

"Dann hat Mrs. Turner das Telegramm aus Hamburg geschickt?"

"Natürlich. Sie wollte mit aller Ruhe Stefan... sie liebt doch Stefan, das wissen Sie?"

Er nickte. Das wußte ja ganz London.

"Sie wollte Stefan mit Gewalt dazu drängen, das Einzelspiel zu gewinnen. Bisher war es immer so, daß Stefan und Bill sich gegenseitig aufeinander verlassen. Verlor der eine mal, war ja immer noch der andere da. Und im Doppelspiel suchte jeder dem anderen die Hauptarbeit abzunehmen, und am Ende waren sie beide erschöpft und verloren ihre Einzelspiele. Das sollte verhindert werden. Deshalb schaltete Gladys Bill einfach aus, indem sie telegraphisch für ihn absagte. So steht Stefan allein da, muß kämpfen, kann sich nicht darauf verlassen, daß der Freund gewinnt, wenn er verliert. Und im Doppel kann Bill, der ja viel freie Zeit hat, die Hauptarbeit übernehmen."

"Ich hätte Mrs. Turner gar nicht für derart geschickt gehalten."

"Oh, die ist schlauer als wir alle."

"Und was sagte Tarasi, als Sie mit ihm sprachen?"

"Er freute sich natürlich und hatte dann lange Unterredungen mit Chaima, der übrigens blendend in Schutz gekommen ist. Vorgestern aber, als ich nachmittags im Hyde-Park ritt, kreuzte ich an einer Gabelung sein Automobil. Er stieg aus, kam an mein Pferd, küßte mir die Hand und sagte: 'Sie waren klüger als ich, Miß Eliza. Ich habe Ihnen zu sehr vertraut.' Dann drehte er sich um, stieg in seinen Wagen und fuhr davon. Abend erfuhr ich, daß er bereits gegen Mittag sein Hotel aufgegeben habe und London verlassen wolle."

"Inzwischen ist er tatsächlich fortgefahren."

"Können Sie sich das erklären?"

Rabinowitsch hätte beinahe ja gesagt, aber er dachte, es sei besser, nichts zu sagen, und schüttelte daher nur verständnislos den Kopf.

"Wissen Sie, Doktor, ich habe oft an Ihre Erzählung denken müssen von dem Mord in Paris und an die Geschichte, die uns Baron Wangelheim zum besten gab, von jenem belgischen Baron, der in Indien ein Gift gekauft hatte, das dann tödlich wirkt, wenn man es längere Zeit genommen hat und plötzlich nicht mehr bekommt. Sie erinnern sich?"

"Sehr gut sogar. Es war eine der eigenartigsten Affären, die ich je zu hören bekam."

"Damals sagten Sie, daß Männer, die lieben, zu allem fähig seien und vor nichts zurückschrecken, und da mußte ich an Tarasi denken. Glauben Sie, daß auch er so ein Mann ist?", fragte Eliza.

Auch jetzt hätte Rabinowitsch ja sagen müssen, doch warum sollte er das junge Mädchen in Angst und Schrecken jagen, wo die Gefahr doch gebannt war? Und so sagte er nein, und zwar so überzeugt und überzeugend, daß sie aufatmete. — "Mehr weiß ich nicht, Herr Doktor, und mehr will ich auch nicht wissen, und jetzt muß ich Bill wieder zuschauen, sonst ist er böse."

— "He, Eliza", schrie Bill vom Platz herauf. "Sieh zu, mein Aufschlag sieht!" — Und er legte sich zurück, fing den Ball im Aufsteigen ab und setzte ihn mit solcher Wucht dem Gegner in sein Karree, daß dem der Schläger aus der Hand flog und der Ball, an der Hinterwand hochsteigend, fast in den Lüften zu verschwinden schien. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Zweiflerin.

Nach einer alten Chronik von Wilhelm Kunnemann, Köln.

Die von Hartensfels waren ein herzstarkes Geschlecht, so im Lieben und Hassen ganze Männer waren. Da hatte sich der Junker von Hartensfels mit des Schulzen Tochter versprochen. Sie war ehreth, und die Hochzeit sollte demnächst stattfinden. Der Junker hatte den Widerstand seines Geschlechts gebrochen, weil er das Mädchen über die Maßen lieb hatte. Nun war er bei ihr und hielt Zwiesprache über alles, was in den nächsten Tagen werden sollte. Sie war die einzige Tochter des Bauern und sein männlicher Erbe da, so sollte der gesamte Besitz nach dem Willen des Schulzen ihr zufallen. Und da wies sie nun scherzend auf die mächtige strohbedeckte Hausburg, auf die weiten Viehställe und die großen Kornböden und meinte: "Hättest du mich auch genommen, wenn ich nicht ein solch ansehnliches Heiratsgut mit in die Ehe brächte?"

"Auch dann, Margarete", sagte er, "du weißt, ich bin nicht auf deine Habe angewiesen!"

"Das nicht", zweifelte sie, "aber Broden mit Milch schmecken besser, und wie soll ich es dir glauben?"

Da stand eine böse Falte auf der Stirn des Junkers. "Du wirst mir schon glauben müssen", sagte er hart, "aber dann zürne mir nicht!" Und über seine Augen zog sich ein drohender Wetter. Darüber ging der Herbst hin, der Roggen war eingefahren; die Kornböden staken voll bis unter die Sparren. Da schrie in einer Nacht das Feuerhorn durchs Dorf. Der Schulzenhof stand an allen Ecken und Enden in Flammen. Der Roggen knallte in die Luft, die Heuhaufen flogen wie glühende Wollen ins Feld. Und flogen auch die Federreimer die Kette entlang, man konnte des Feuers doch nicht Herr werden und mußte es gewähren lassen; kaum daß man das Vieh noch lebend aus den Ställen ziehen konnte. Zwei Tage brannte der stolze Hof, und was dann noch glühte, waren nur Balkenreste und rote Asche...

Da kam der Junker auf den Hof geritten, und sein Gesicht war kalt und hart.

"Nun bist du arm", grüßte er die Jungfer Margarete. Die dachte an die stolze Frage, die sie vor etlicher Zeit an ihn getan, und ihr ganzer Jammer stand vor ihr. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. Da sprang der Junker vom Pferde, ergriff sie bei der Hand und führte sie in den Obstgarten.

"Siehe", sagte er, "du wolltest mir nicht glauben, und da durftest ferner kein Zweifel zwischen uns stehen!"

Da sah sie ihn erschrocken an und sah in seine Augen und fragte und las und dann schrie sie auf: "Du hast..."

"Ja", rief er, "das sollst du wissen: Ich hab's getan, und mit Freuden sag ich's! Nun bist du arm! Margarete, wann soll die Hochzeit sein?"

Also hat der Junker von Hartensfels seiner Geliebten die Zweifel ausgebrannt; und ist hernach eine gute und getreue Ehe zwischen den beiden geworden.

Das Tiergesicht.

Von Geheimrat Professor Dr. Ludwig Heß,
Direktor des Zoologischen Gartens, Berlin.

Es fesselt jeden Menschen, er möchte darin lesen wie in einem Menschengesicht, und das gelingt ihm auch; wenigstens bildet er sich das ein. Freilich darf sein Bild nicht durch Facheintrüsse getrübt sein; sonst schwinden diese Illusionen. Man kann das Tiergesicht auf zweierlei Weise betrachten. Einmal hemmungslos vom menschlichen, besser gesagt: vernenschlichenden Standpunkte aus; auf diese Weise kann man alles Mögliche heraus- oder vielmehr hineinlesen. Dann sieht das Lama aus wie ein hochmütiger, nasenrumpfender Dummkopf; der Geier wie ein kaltherziger strupelloser Geschäfts- oder Finanzmann, der „über Reichen geht“; der Reiher wie ein bössartiger, heimtückischer Reibding, der keinem Mitmenschen etwas Gutes gönnt; der Nashornvogel wie eine alte, schwachfüßige Klatschbabe; das Walroß wie ein dicker, schnauzbärtiger und knopfsüßiger Bierphilister; der Luchs mit dem aufgesperrten Rachen wie — jetzt fließen mir unwillkürlich Ausdrücke aus meiner heftigen Heimat in die Feder: wie so ein richtiger „Zornigdel“ oder „Gistnichel“, der überall und bei jeder Gelegenheit seinen „gesunden Arger“ sucht und natürlich auch findet; usw. Ich könnte diese Vergleiche so durch die ganze Tierreihe fortsetzen; das hätte aber keinen vernünftigen Grund noch Zweck, davon wird kein Leser geschetter.

Probieren wir es lieber einmal auf die zweite Weise, das Tiergesicht und seinen Ausdruck zu deuten vom Standpunkt des Tieres selber, soweit wir uns vermöge der wissenschaftlichen Beobachtung und Forschung in das Tier hineinversetzen können, also vom Standpunkt des Tierkundigen aus. Da tritt im Gesichte des Löwen, insbesondere dem Ausdruck seines Auges, sofort hervor, daß er das Großraubtier der freien afrikanischen Grassteppe ist. Weithin späht er aus nach großer Beute (Zebras, Antilopen), Kleinigkeiten in der Nähe überfliegt er, und das ist es, was ihm die „majestätische“ Haltung und den „königlichen“ Gesichtsausdruck verleiht. Dem hat er es nicht zum wenigsten zu verdanken, daß er der anerkannte „König der Tiere“ ist. Er sieht mit dem Anschein einer gewissen Erhabenheit über alles weg, wie der König vom Throne. In Wirklichkeit ist er aber nur die große Steppenraublast, die als Raqe, d. h. als schlecht winterndes Lagenier, in die Ferne nach Beute auskuckt. Ähnlich steht es für biologische, d. h. vernünftige und in der Natur begründete Betrachtung des Reiher- und des Geiergesichtes. Der Geier ist ein Nassvogel und muß als solcher diesen seinen „ellen Fraß“ zu finden wissen. Das kann er nur so machen, daß er hoch in den Lüften seine Kreise zieht und nicht nur auf die Erde und die Menschen unter ihm achtet, sondern auch auf seine Artgenossen, die weit und breit im Umkreise dasselbe tun wie er. Riechen, wittern, kann er gar nicht; der Geruch kann überhaupt beim Vogel nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen, weil am Vogelhirn der Nerven ganz und gar verflümmert ist. Dagegen haben die Vögel, und besonders eben die Raubvögel, ein für unsere Begriffe geradezu wunderbar scharfes und leistungsfähiges Auge. Nicht umsonst ist ja das Adler- und Falkenauge sprichwörtlich geworden, und auch der Geier sieht unfehlbar, wenn in weiter Ferne ein anderer das Kreisen aufgibt und abstreicht. Dann ist er eilends hinter ihm her, und so fallen die Geier mit einer für uns ganz unbegreiflichen Schnelligkeit und Fündigkeit beim Raqe ein, sobald nur erst einmal einer da ist.

Der Reiher erwirbt seine Nahrung wieder auf ganz andere Weise. Stockstill steht er am seichten Ufer und stiert unverwandt ins Wasser, bis ein Fisch in Reichweite seines langen, spitzigen Schnabels kommt. Den erhascht er dann mit blüßschnellem Stoß. Oder er schreitet, mit behutsamen, weit- und hochausgreifenden Schritten langsam weiter, wenn trotz aller Gebuld der Jagdgrund ihm gar zu unausgiebig erscheint. Zu dieser Art Nahrungserwerb gehört natürlich ebenfalls ein scharfes Auge, und das erklärt den eigenartigen Blick des Reihers, der für uns etwas „Stechendes“ hat. Der Reiher ist aber auch tatsächlich ein ganz gefährlicher Gefelle, der, in die Enge getrieben, mit seinem Schnabelstieben immer nach dem Auge zielt.

Ganz anders die Nashornvögel, diese ußigen „Struwwelpeter“. Es sind sehr kluge und lustige Gesellen, die, in ihrer Heimat halb freigehalten, auf einsamen Stationen und Faktoreien ihren Besitzern viel Spaß machen. Auch im Zoologischen Garten zu Berlin zeigen sie sich in der Regel sehr zahm und gutartig. Eine bössartige Klatschbabe ist also unser Nashornvogelweibchen in Wirklichkeit auf keinen Fall, eher eine gutmütige „alte Lante“.

Die Kleintagen sind im allgemeinen erheblich schlimmer als die großen. Das kommt aber daher, daß sie meist alt gefangen werden und sich dann natürlich schwer mit ihrem Schicksal ausöhnen. Viele bleiben im Zoo zeitlebens scheue Eckenlieger und abellaufige Faucher.

Das hundeähnliche Mantelpavianpaar ist stets glücklich und zufrieden. Der Größenunterschied zwischen beiden Geschlechtern ist bei diesen Affen (und bei den meisten Affen überhaupt) so bedeutend, daß Unkundige ein solches Paar oft für Mutter

und Kind halten. Sie können sich in unserer Affenstation im Berliner Zoo leicht eines Besseren belehren. Da zeigen wir neben einer kleineren Herde der dunkelfahlen Dscheladas oder Nachtbrustpaviane mit den scharf umrissenen, blutroten, haarlosen Stellen an Hals und Brust, die nur auf dem abessinischen Hochgebirge angetroffen und deshalb bis jetzt nur selten eingeführt wurden, in einer ganzen Herde noch nie, eine große Herde der viel weiter verbreiteten Mantelpaviane oder Hamadryaden; die alten Männchen mit mächtigen, hellgrauen „Rutschermänteln“, die Weibchen braun und mantellos. Diese beiden Affenherden waren der Hauptzweck unserer abessinischen Tierfangunternehmung und gewähren jetzt einen Einblick in das Leben dieser Erd- und Felsenaffen. Sie halten sich in großen Herden, oft mehrere hundert Stück, zusammen; diese zerfallen aber in viele einzelne Familien. Jedes alte Männchen versammelt mehrere Weibchen um sich, die sich immer in seiner allernächsten Nähe halten und ihm auf Schritt und Tritt folgen müssen, wenn sie sich nicht scharfe Bisse als Strafe zuziehen wollen. Hier in unserer Herde müssen sich allerdings manche als Junggejellen behelfen, weil nicht so viele Weibchen gefangen wurden. Wer aber eins hat, hält es kramphast fest im wörtlichsten Sinne des Wortes und verteidigt diesen Besitz aufs leidenschaftlichste. Während nämlich die Dscheladas mehr oder weniger ruhig und gemessen sich benehmen und dadurch in unseren Augen den Anschein einer gewissen Vornehmheit erhalten, sind die Hamadryaden eine unruhige, leidenschaftliche Gesellschaft. In ihrem Freileben hört man fast ununterbrochen das tiefe Bellen der alten Männer, das hellere Kreischen der Weiber und durchdringende Quieken der Jungen. Auch unsere Herde ist selten ganz still, meist ist irgendwas los bei der Bande, und so fesseln sie gar manchen Besucher stundenlang.

Der Leguan schließlich, ein Vertreter dieser artenreichen amerikanischen Eidechsenfamilie, hat den typischen Blick des „ruhigen Beobachters“, der „alles an sich herantommen läßt“, und das entspricht auch seinem tatsächlichen Wesen. Er ist ein Insektenfresser, Kerbtierjäger, der oft lange ruhig dasteht, auf jede im Umkreis erscheinende Beute aber plötzlich mit der größten Schnelligkeit und Gewandtheit losfährt, weil inzwischen nichts seiner Aufmerksamkeit entgangen ist.

So ist es mit dem Tiergesicht wie mit dem Menschengesicht: Manchmal verrät es die wirkliche Natur, manchmal täuscht es. Jedenfalls aber soll man, wenn es einem auf vernünftige Erkenntnis ankommt, nichts hineinseheimein, sondern die Natur nehmen, wie sie ist, sie aus ihr selber verstehen suchen.

Der Dichter.

Von Till Kaiser-Wiederstein.

Berlin NO. Enge Seitengasse. Alte grane Mietskaserne. Fünf Stockwerke. Langer düsterer Gang. Speichertreppe links liegen lassen. Vierte Tür rechts. Schießbänke mit einem Reiskist gepöckelte Bittensarten: Adolar Gänsefett, Schießkeller. Hinter der Türe Wetter und Schimpfen und geräuschvolles wütendes Verfallen von Papier. Eine erregte, doch angenehme sonore Stimme:

„Also das ist denn doch zum Auswachsen! Jetzt aber genug davon! — Gut, Spazierstock, Notizbuch, Andernweiliges, kommt her und fort, schleunigst fort!“

„Woher, Meister?“, fragt der Spazierstock ergebenst.

„Ganz gleich. Nur hier aus der Bude raus. Ich kann die retournierten Arbeiten nicht mehr sehen. Ich erfinde oder explodiere! — Stimmung braucht ich! Stoff für ganz andere Sachen. Höchste Zeit, daß ich mich umstelle. Heraus aus der Einfiedelei, der langstieligen, rührseligen! Tolles, groteskes, bizarres Zeug werde ich jetzt schreiben! Aktuell und kurz, wie es gewünscht wird.“

„In der Kürze liegt die Würze“, sagt der Spazierstock und verstärkt seine Erscheinung augenblicklich um ganze 20 Zentimeter, indem er von dem schön geschwungenen Eisenbeinrings losbricht. „Treuloher“, schimpft Mister Gänsefett und läßt ihn auf der 83. Treppenhausstufe liegen. —

Dann schlendert der Dichter durch ein Labyrinth von Gassen und stürzt sich an einer Ecke mit Todesverachtung in die Flut des Verkehrs. Der hastende Strom treibt ihn fort durch Warenhäuser, Aufzüge, Gedränge und Dupenlärm und weist ihn vor lichtüberfluteten Lokalen wieder aus. Da steht er nun, läßt sich von gedämpft schmeichelförmiger Musik umwerben und landet schließlich im Trocadero. Dann sitzt er in lauschiger Loge, hat den Notizblock neben sich liegen und trinkt für sein letztes Geld roten Bordeaux. Aus verleihter Anspiel fließt mattes Licht. Langsam leert sich die Flasche, brauchbaren Stoff aber erzeugt ihr Inhalt dem Dichter nicht. —

Spät erst klappt er etwas besudelt wieder nach Hause. Kollert im Dunkeln die 98 Stufen hinauf und zündet oben eine kleine Petroleumslampe an, die furchtbar qualmt und einen roten Zylinder trägt.

In trübseliger Beleuchtung präsentiert sich die primitive Bude: Ein Schreibtisch, beladen mit staubigen Schriftstücken und Altenbündeln. Dicht daneben auf der Erde eine bedellose

Gutshachtel, die resigniert als Papierkorb dient. Ein dreibeiniges Hiertischchen trägt stolz die vornehmste Rarität des ganzen Raumes, ein Nauchservice. Ringsum liegen zerknüllte Papierfetzen, die seine sofortige Ernährung bewirken und ihm erbarmungslos seine mißliche Lage wieder vor Augen führen.

Alle Arbeiten mit Bedauern zurück! Keine Aussicht auf neue Finanzen und kein letztes Geld im Trocadero. Morgen hat er nichts zu essen. Dieses Bewußtsein erweckt plötzlich einen kolossalen Hunger. In einer Schublade findet er noch eine trodene Semmel. Dazu ein Glas Wasser aus der Karaffe und der Dichter soupirt. Einsam und trostlos. — Nur dort auf einem Formular, das einer retournierten Novelle beigelegen hat, glimmt ein kleines Fräntchen Hoffnung. Ein handschriftlicher Zusatz, eine Bitte um Übersendung kurzer aktueller Skizzen.

„Donner und Doria! Diese Nacht noch muß eine Skizze aus dem Haus! Blicke auf, du Licht des Geistes! Ihr Götter und Mäusen alle, steht mir bei!“ — Er springt auf, rennt einigemal erregt hin und her, stürzt zum Schreibtisch und schreibt:

Der Dichter.

Berlin NO. Enge Seitengasse. Alte graue Mietskaserne. Fünf Stockwerke (siehe oben).

Bagatellen.

Von Florentin Mann (Sevilla).

Die höfliche Straßenbahn.

Das omniböse Schildchen „Verboten“ ist auch im Lande der Carmen, Siere und Bastenmützen schon bekannt geworden. Nur hat es mehr dekorativen Charakter, denn in Wirklichkeit kümmert sich niemand um seine Bedeutung. Überhaupt herrscht in bezug auf die Beobachtung „polizeilicher Vorschriften“ wenig Zucht, was sich besonders im öffentlichen Verkehr bemerkbar macht. Den Damen, die sich vor dem Absteigen aus der fahrenden Straßenbahn scheuen, kommt der galante Schaffner zuhilfe, d. h. er läßt den Wagen halten. So entwickeln sich nach und nach öffentliche Haltestellen, die nur von dem schwachen Versuch der Trambahn, in Fahrt zu kommen, unterbrochen werden. Die Ringlinie 3 von Madrid ist diejenige Straßenbahn der Welt, die auf der kleinsten Fahrstrecke am häufigsten anhält. Aber noch nicht genug: Schaffner, ein bißchen mehr nach dort. Schaffner, nachher bei der Straßenbiegung. Schaffner —

Eine Dame hegte den begreiflichen Wunsch, direkt vor ihrem Hause aussteigen zu wollen. „Schaffner, halten Sie doch bitte gegenüber dem Eingang von Nummer 4.“ Darauf dieser mit der größten Beflissenheit: „Gern, anädige Frau, welche Etage?“

Die Gummwärmflasche in Spanien.

Der sogenannte „Sonrige Süden“ kann im Januar empfindlich kalt werden. Der Trost, daß dann im hohen Norden vielleicht das Wasser in den Leitungsröhren einfriert, ändert wenig an der Tatsache. Auf den flachen Dächern kann man sich in der hellstrahlenden Sonne sonnen, aber durch die Wohnräume schleicht man in Wintermäntel, Wolltücher und Überzieher gewickelt. Und erst die Betten. Die legen sich wie ein feuchtkalter Widel um die wärmebedürftigen Gebeine. So hielt die Gummwärmflasche bei uns ihren Einzug. Spanien, vertreten durch unseren dienstbaren Geist, betrachtete kopfschüttelnd den seltsamen Gegenstand, der sich mit kochendem Wasser füllen ließ. Um die Sache kurz zu machen: Gleich nachdem sich die Knoblauch- und Odufte aus der Küche etwas beruhigt hatten, begaben wir uns in unser Schlafgemach. Dede über die Ohren, Glieder gestreckt, — so. Kälte und Feuchtigkeit empfing uns

Die Gummwärmflasche hing sorgsam gefüllt und verschlossen an einem leeren Nagel der Wand

La Tierra der Maria Santissima.

„Land der allerheiligsten Jungfrau Maria“ nennt sich nicht mit Unrecht Andalusien, denn auf Schritt und Tritt begegnet man einer Statue, einem Bild oder einer Photographie der himmlischen Fürsprecherin. Diese Anhänglichkeit geht hier soweit, daß sie sogar im Handel und Gewerbe bemerkbar wird. Weinschenken, Gutläden, Lebensmittelgeschäfte, Luxus- und Bedarfsartikel tragen den Namen einer Madonna, die wegen ihrer Wunderfähigkeit Ruf erlangt hat. Von den Volksfesten ganz zu schweigen, die alle ausschließlich unter dem Protektorat „Maria Santissima“ gefeiert werden. So wird es niemand seltsam finden, wenn er im Festspektakel der Reife- und Bäderanstalten über Malaga steht: Malaga, die Perle des Mittelmeeres, besitzt

den Vorzug vor anderen Städten, das gesündeste Klima und die besten Prozessionen zu haben.

Ob, Land der allerheiligsten Jungfrau Maria.

Der vielgelästerte Brunnen

hat viel Anlaß zu Wiken und kleinen Anzüglichkeiten gegeben. Einheimische stehen vor ihm, bezichtigen ihn eine Weile tiefsinnig und gehen dann schmunzelnd weiter. Dieser Brunnen, der das Innere einer spanischen Stadt ziert und von der Obrigkeit mit einem schönen Ramer beschenkt wurde, hat vom Publikum einen neuen und um so drastischer erhalten: La fuente de los Cagones. Die Ursache der gewidmeten Aufmerksamkeit ist folgende: Rund um die übliche Brunnenkulptur in der Mitte gruppieren sich in größeren Abständen fünf Kinderfiguren in hockender Stellung über fünf tütenförmig gerollte Muscheln gebeugt, aus denen spärlich Wasser rieselt. Jetzt kommt das Eigenartige der Sache: Wenn man nämlich rings um das Brunnenbecken wandert, sieht man, daß die Hinterbeile der steinernen Knäblein von dem schmutzigen Wasser grünlichbraun verschmiert sind, was ein komischer Anblick ist. Aus diesem Grunde schid die Stadtbehörde von Zeit zu Zeit beherzte Männer aus, die dann die verunreinigten Hüben mit Bürste und Seife zu bearbeiten haben, was wiederum ein komischer Anblick ist. Es dauert aber nicht lange, so hat das Wasser aufs neue das schöne Säuberungswerk zerstört, was vom Publikum mit reiner Schadenfreude festgestellt wird.

Auf in den Kampf, Torero.

Für Meliquez, den berühmten Schauspieler und Tragöden, gab es keinen Stierkampf, den er nicht durch seine Anwesenheit geehrt hätte. Dabei hatte er die Gewohnheit, von seinem Stammsitz aus — meistens stehend — den Verlauf des Kampfes zu beobachten, um ja alle Möglichkeiten und Wendungen genau verfolgen zu können. Niemals unterließ es Meliquez, den Wagemut der Matadores durch aufmunternde Zurufe anzufeuern. Einmal torierte „El Lavi“. Die Voraussetzungen waren sehr ungünstig; die Siere schlecht und schwierig zu behandeln, weshalb die Toreros wenig Lust zeigten, an die unberechenbaren Tiere heranzugehen. Meliquez, in seiner bekannten Ungeduld, schrie über die Balustrade geneigt, aus Leibeskräften: „Mensch, ran an die Bestie. Sei kein Feigling.“ „El Lavi“ war durch die unvorhergesehene Situation und das Loben des Publikums schon nervös geworden. Als der Matador sich einmal zufällig der Loge des großen Tragöden genähert hatte, bekam dieser folgendes zu hören: „Sehen Sie, Don Fidoro: Tun Sie mir den Gefallen und schweigen Sie, denn hier ist das nicht wie im Theater. Wer nämlich hier stirbt, stirbt wirklich.“

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Planet. 4. Biered. 6. Französischer Schriftsteller. 7. Badestätte. 9. Schwein. 10. Zierde des Menschen. 11. Begriff für das Bergängliche. — Senkrecht: 1. Insel im Mittelmeer. 2. Flächenmaß. 3. Mädchenname. 4. Zahlungsstätte. 5. Tierprodukt. 8. Inhalt der Ferien.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 121: Waagerecht: 1. Pegasus. 5. La. 6. Senn. 8. Schimpf. 10. Anemone. 11. Dame. 13. Ad. 14. Rattler. — Senkrecht: 1. Palisander. 2. Sue. 3. Senefelder. 6. Stimme. 7. Ehe. 9. Mob. 12. Met.